

Nr. 150. Bromberg, den 6. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von **Horst Wolfram Geißler.**

(Carl Duncker, Berlin.)

(8. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Sinklar kannte das Schlößchen: Es war dasselbe, das der farbige Stich in seinem Wohnzimmer zeigte. Sie gingen darauf zu. Er sagte entschlossen: „Ich weiß, daß Sie es nicht lieben, wenn man Sie fragt. Aber — —"

„Es ist ein sympathischer Zug, daß Sie so selten fragen. Habe ich Ihnen nicht schon erzählt, daß das Geschlecht der Herzöge von Wertenberg, wenigstens die ehemals regierende Linie, ausgestorben ist? Der letzte Herzog hieß Friedrich und starb als steinalter Mann; es wird wohl um das Jahr 1900 gewesen sein."

„Unverheiratet?"

„Nein, er war Witwer und hatte einen Sohn gehabt . . ." Hoffmann stockte merklich.

„Und dieser Sohn?" fragte Sinklar mit verzweifelter Zudringlichkeit.

„Der Vater hat ihn um viele Jahre überlebt. Ich habe ihn nicht gekannt — will sagen: nie gesehen. Denn wie käme unsereiner wohl dazu, den Erbprinzen von Wertenberg persönlich zu kennen? Er muß — hm, ja — er muß das gewesen sein, was man einen genialen Menschen nennt... Vielleicht wie Prinz Louis Ferdinand von Preußen, wissen Sie, ja — so ungefähr denke ich mir ihn... Unsereins macht ja immer viel Romantik um Fürstenbilder. Genial also — und grenzenlos geliebt! Es genügte vollkommen, um den Neid der Götter zu wecken! Er hatte seine Ahnungen. Oder nicht? Da, sehen Sie!"

Sie standen vor einem viereckigen Sandsteinblock, der drei Stufen als Sockel hatte. Oben auf dem Altar war eine Bronzelampe in antiker Form. Die eine Seite des Steins zeigte zwei ineinanderverschlungene E. Die andere Seite trug die Inschrift:

„Vite soufflons la lampe, afin
De nous cacher dans les ténébres!"

Der Alte saß auf den Stufen, trostlos klein und verkümmert. „Den Stein hat er im Mai des Jahres 1870 aufstellen lassen. Vier Monate später ist der Dragonerleutnant Erbprinz Eugen bei Sedan gefallen . . . Genial und grenzenlos geliebt —! Die Verse sind aus Baudelaires „Fleurs du mal". Kennen Sie das Buch?"

Es war schon lange dunkel, als Sinklar nach Hause kam. Im Türbriefkasten fand er einen Zettel: „Nun will man Sie einmal besuchen — und da sind Sie nicht daheim! Aber der Weg sollte doch nicht ganz umsonst sein — also habe ich Ihre Rosenstöcke zugedeckt; sie könnten in der ersten klaren Nacht erfrieren. Gruß! Isa D."

Am Morgen sah er, daß die Rosen wirklich umgelegt und mit Fichtenreisern zugedeckt waren.

Natürlich: Gerade diesen einen Tag hatte sie sich herausgesucht! Bevor er gründlich über den Fall nachdachte, mußte er sich mit einem Briefe der Werftleitung beschäftigen. Lästige Neugier: Ob und wann er denn nun wiederkäme?

Er antwortete sogleich: Der Ingenieur Friedrich Sinklar werde überhaupt nicht wiederkommen; höflichkeitshalber fügte er ein paar fadenscheinige Begründungen hinzu. Den Brief trug er selber zur Post und ließ ihn einschreiben.

So! Eigentlich war es ja ein phantastischer Schritt; phantastisch zum mindesten für einen Menschen wie Sinklar. Er gab seine Stellung auf, ohne zu ahnen, wovon er — nun, vielleicht in einem Jahre — leben sollte. Ach, dachte er lächelnd, schlimmstenfalls konnte man das Haus verkaufen . . . Aber er wußte genau, daß er dies wohl niemals tun würde, vollends jetzt nicht mehr, da sich die Geschichte dieses Hauses für ihn einigermaßen aufgehellt hatte.

Vielleicht werde ich versuchen, nur von dem Gemüse zu leben, das ich im Garten bauen kann? Das wird beispiellos ärmlich, und mit der Zeit werde ich eine ebenso groteske Erscheinung wie der alte Hoffmann . . . Aber schließlich ist das immer noch besser, als im Bureau zu sitzen und auf weißem Papier Rechenaufgaben zu lösen, die mich nicht das geringste angehen! Eines steht fest: Ich habe mich sehr verändert. Wer hätte mir früher so etwas zutrauen mögen? Überhaupt werde ich Isa fragen. Isa wird wissen, was ich zu tun habe.

Ja, also Isa... Sinklar — innerlich doch recht über sich beunruhigt — ging um die Teestunde zu Doblers.

Der Sanitätsrat war auf Krankenbesuch. Sinklar saß mit den beiden Damen zusammen; aber obgleich ihm Isas Mutter sympathisch war, wollte er doch nicht vor ihr von seiner Angelegenheit sprechen. Isa merkte, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und nach einer ganz gemütlichen, aber nutzlosen Stunde fiel ihr ein, daß sie noch einiges in der Stadt zu besorgen habe. Sie gingen.

„Der Kuchen", sagte sie, „von dem Sie jetzt eben gegessen haben, war für Sie gebacken! Ich hatte ihn gestern mitgenommen. Hoffentlich tut es Ihnen nun recht leid, daß Sie nicht zu Hause waren?"

„Es hat mir auch ohne Kuchen leid getan."

„Ja, aber man darf den Kuchen nicht unterschätzen! Männer sind dafür sehr empfänglich."

Er staunte.

„Ach, Sie denken an die Liebe durch den Magen? So ernst war es nun nicht gemeint. Übrigens wissen Sie doch, daß ich Sie gerne mag!" Sie sagte das mit einer geradezu medizinischen Sachlichkeit, die ihn irgendwie störte.

„Das ist sehr nett von Ihnen, Fräulein Dobler! Aber wenn Sie hören, was ich mittlerweile angestellt habe, werden Sie mich wahrscheinlich gleich nicht mehr so gerne mögen. Ich habe nämlich eine große Dummheit gemacht."

„Darauf bin ich bei Ihnen gefaßt, Herr Sinklar! Sind Sie vielleicht einem der Nagetiere zum Opfer gefallen?"

„Nein! Was denken Sie —? So schlimm ist es nun doch nicht!"

„Ich hätte es Ihnen auch sehr übelgenommen."

Er berichtete von der gekündigten Stellung.

„Das war doch beinahe selbstverständlich, nicht?"

„So glauben Sie? Aber nun?"
„Soll ich das wissen?"
„Ich dachte —"
„Ist der Brief schon fort?"
„Ja."

„Dann hat es eigentlich keinen Sinn mehr, darüber zu reden ... Vielleicht findet sich in Mundelfingen etwas für Sie? Oh, Sie brauchen nicht zu lächeln! Schließlich haben wir doch noch ein Elektrizitätswerk und ein Wasserwerk und ein Stadtbauamt. Ich weiß allerdings nicht, ob dergleichen für Sie in Frage kommt... Könnten Sie sich denn gegebenenfalls nicht einarbeiten?"

„Möglicherweise. Aber der Gedanke kommt mir so komisch vor ... Entschuldigen Sie!"
„Eilt es überhaupt?"

„Nein!" sagte er. „Es eilt gar nicht! Ich kann warten — ich muß sogar warten. Merkwürdig, wie deutlich und einfach alles erscheint, wenn ich mit Ihnen rede! Sie müssen nämlich wissen, daß in meinem Kopf alles drunter und drüber geht, wenn ich allein bin. Ich fange an, zu erkennen, daß ich bisher ein ganz falsches und flaches Bild vom Dasein hatte; eigentlich hatte ich überhaupt keins. Ich habe im leeren Raum gelebt. Jetzt beginnt der Raum sich zu füllen, aber es sind lauter fremde und beunruhigende Dinge. Stellen Sie sich vor, Sie säßen in Ihrem Wohnzimmer, in einer Umgebung, die Sie kennen, seit Sie auf der Welt sind, und bei der Sie sich infolgedessen nie etwas gedacht haben: Plötzlich, in der Dämmerung, müssen Sie die Entdeckung machen, daß alle die längst vertrauten Dinge ein vollständig verändertes Wesen zeigen, ja, daß sie leben! Jedes Stuhlbein ist ein lebendiges Bein, der Fenstervorhang umschleiert eine unbekannte Gestalt, der Teetopf könnte reden (er will es nur nicht), und jedes Bild hat lebendige Augen, mit denen es stumm von der Wand herabblickt ... Das vielsagende Schweigen der Kreatur, von dem Sie nicht einmal wissen, ob es feindselig oder freundlich ist. Ein unheimliches Gefühl, Isa! Manchmal glaube ich wirklich, ich bin verrückt!"

„Das sind Sie auch!" sagte Isa ruhig. „Allerdings nicht im landläufigen Sinne, sondern im ursprünglichen. Verrückt, das heißt in diesem Falle: weggerückt, auf einen anderen Standpunkt gestellt, vor neue Perspektiven. Da muß Ihnen die Welt denn freilich sonderbar genug vorkommen ... Es wundert mich gar nicht, daß Sie das Bedürfnis haben, zu irgend jemand zu flüchten. Nur, daß gerade ich diese Vertreterin der hausbackenen Vernunft sein soll, ist in gewisser Beziehung wenig schmeichelhaft."
„Ja!" sagte er naiv. „Sie haben so etwas von einem Ährenfeld!"

„So? Denken Sie aber, wie unheimlich gerade ein Ährenfeld ist! Ein Volk von Millionen völlig gleicher Individuen, ein Staat, ein riesiges Gemeinwesen, das von einem einzigen Zeitgedanken beseelt ist, von einer Gemeinseele, die jedem einzelnen Halm befiehlt, genau dasselbe zu tun wie der andere: zur gleichen Zeit zu keimen, zu sprießen, zu wachsen, zu blühen, zu reifen ... Welche grenzenlos unheimliche Erscheinung, rätselvoll von Anfang bis Ende! Nein, denken Sie sich ein nüchternes Gleichnis für mich aus! Sonst werden Sie über kurz oder lang entdecken müssen, daß Sie aus dem Regen in die Traufe gekommen sind."

„Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich denken soll!" sagte er verzweifelt.
„Dann denken Sie eben gar nicht! Fühlen Sie sich ein! Das ist besser." Sie hielt ihm die Hand hin.
„Besuchen Sie mich nun nicht mehr?"
„Ihre Rosen sind ja wohl alle zugedeckt?" sagte sie lächelnd.
„Ich werde sehr einsam sein im Winter ..."
„Nun, wir wollen sehen, was sich machen läßt." —
Als er sie nicht mehr sah, fiel ihm ein, daß er völlig vergessen hatte, von seiner Fahrt nach Wertenberg zu erzählen. Vielleicht war es ganz gut so. Er hätte das doch nicht so schildern können, wie es gewesen war: die graue Schwermut des Tages, und wie der alte Hoffmann auf den Steinstufen gesessen hatte — hilflos und eifersüchtig noch nach einem halben Jahrhundert —, und alles, worüber an diesem Tage merkwürdigerweise nicht gesprochen worden war ... Hoffmann hatte schon recht: Dinge, die man beim Namen nennt, werden entzaubert und in die Ebene des Vergänglichen heruntergedrückt; nur das Nichtgenannte bleibt zeitlich grenzenlos. War es mit Isa nicht ebenso? Solange zwischen ihnen eine freundlich-stille Zuneigung bestanden hatte, war da etwas Erregendes und Magisches gewesen; als sie ihm sagte, daß sie ihn gerne mochte — welcher üble Ausdruck! —, wurde mit einem Schlag alles nüchtern, unfruchtbar, geheimnislos. Sachlichkeit entwertet das Dasein: Man ißt gern ein Hühnchen, aber man mag nicht sehen, wie es ausgenommen wird; deshalb lebt ja im Schlaraffenland das Geflügel bereits in gebratenem Zustand.

So, in halb ernster, halb lächelnder Grübelei, kam Sinklar nach Hause. Er hatte sich, seit es zeitig dunkel wurde und Feuer im Kachelofen brannte, das Lesen angewöhnt. Meistens waren es Reiseberichte aus fernen Ländern; die Abenteuer interessierten ihn dabei weniger als die Pflanzen und Tiere, seltsame Formen des Lebens, in denen er doch einen Generalnenner spürte. Er forschte aber nicht, sondern ließ sich tragen, sehr unenergisch. Du lieber Himmel: Energie —! Was er früher dafür gehalten hatte, zeigte sich ihm jetzt als die Dumpfheit des Dreschochsen, der unaufhörlich im Kreise geht und seine Arbeit verrichtet, weil — ja, weil ihm nichts anderes übrigbleibt. Sinklar aber fühlte sich ausgespannt. Was war das eigentlich für eine groteske Geschichte gewesen, die Menvold ihm in Hamburg erzählt hatte? Die Geschichte von den toten Negern auf Haiti, die keine Seele mehr haben und trotzdem in den Zuckerrohrfeldern arbeiten?

*

Der Apotheker Schmidlein steht hinter dem Rezeptiertisch. In der Linken hält er eine weiße Steingutschale; die Rechte reibt mit sachkundiger Bewegung darin herum: ein leises, angenehmes Geräusch, ein gemütliches Geräusch sozusagen.

Draußen schneit es — der erste Schnee des Jahres, dicke, nasse Flocken, die schnell fallen und nicht liegenbleiben, sondern das alte Mundelfinger Pflaster mit grauem Schlamm bedecken. Die Flocken treiben schräg am Fenster vorbei: der Wind rüttelt an der Scheibe. Ein Sauwetter! denkt der Apotheker, und zwar nicht ohne Wohlgefühl; denn der große Ofen im Hintergrunde verbreitet die lieblichste Wärme, und der Tisch bildet gewissermaßen einen Wall gegen alles, was von draußen hereinkommen könnte.

Das einzige, was in diese stille Gemütlichkeit nicht hineinpaßt, ist der Apotheker selber: lang, dürr, mit hängender Schulter und hängendem Zwicker, ziemlich sauertöpfisch, ein Mann, der dem Kunden das Rezept mürrisch aus der Hand nimmt und stets: „In einer Stunde!" sagt, niemals: „Das können Sie gleich mitnehmen — bitte, setzen Sie sich ein bißchen!" Ein Mann, der den Apothekerkomplex hat, nämlich das Gefühl, daß er eigentlich zu viel Höherem geboren sei, aber ein hämisches Geschick habe ihn ungerechtfertigterweise dazu verdammt, Verreibungen herzustellen und an Krethi und Plethi zu verkaufen. Ein Mann, der innerlich beleidigt ist, wenn jemand es wagt, eine Zahnbürste zu verlangen, und der erst vom Dilaudid an lebendig wird, weil er da unter Hinweis auf das Rauschgiftgesetz Schwierigkeiten machen und sich wichtig vorkommen kann.

Aber der Lehrer Stabmeier erzählt, er habe Herrn Schmidlein vor zwei Jahren in Riva gesehen, und damals habe er eine hochblonde, parfümierte Dame am Arm und weiße Gamaschen an den Füßen gehabt. So einer also ist der Apotheker Schmidlein — man sollte es nicht glauben!

Da steht er und reibt und sieht in das nasse Schneejagen hinaus. Auf den Giebeln und Fenstersimsen hält sich mittlerweile schon ein weißes Polster, und das Jesuskind, das die Maria in der Mauernische des Kränzlebäckers im Arm hat, ist in weiße Windeln gewickelt.

Quer über die Marktstraße treibt ein Mann. Sein Havelock bläht sich, wie ein dunkles Segel; er hat den Kragen hochgeklappt und klammert sich mit beiden Händen an seinen großen Schlapphut. Schon strandet er an der Apothekentür und kommt herein; hinter ihm her stürzt ein Schwall kalter Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lorenz Christian.

Skizze von Heinz Schauwecker.

Der Töpfermeister Pankraz Wagenseil wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Jetzt wär halt wieder der Lorenz Christian recht“, seufzte er, stellte seine Traglast vorsichtig auf den Rand des Straßengrabens und ließ sich ins Gras gleiten. Es waren die alten, bitteren Gedanken, die ihm schier das Herz abdrückten. Sechsunddreißig wäre er jetzt, sein Bub, der hätte den monatlichen Weg zur Bahnstation leicht gemacht und noch einmal so viel abliefern können an die Kunsthandlung in der Stadt, die seine tönernen Schüsseln, Becher und Vasen gern abnahm. „Hat's wirklich sein müssen, daß der Lorenz Christian noch in der letzten Kriegswoche zu Tode getroffen worden ist, da drüben in Flandern? Hätt' sich's denn gar nit ein bissel anders einrichten lassen?“ Solcherlei Fragen schickte der Pankraz oft hinauf zu seinem Herrgott. Auch jetzt wieder bewegten sie ihm das alte Herz; aber der Himmel sah blau und unergründlich auf die Welt herunter, und der Wind säuselte so leis über die Gräser hin, daß niemand verstehen konnte, was er etwa lispelte.

Bekümmert schüttelte Pankraz Wagenseil seinen buschigen Graukopf, und die Augen wurden ihm feucht. Ihr denkt: Ein wenig rührselig! Aber der Lorenz Christian ist halt sein ganzer Stolz und seine ganze Freude gewesen. Ein Vergnügen, wie der bei der Arbeit mitgeschafft hatte! Die gute Mutter kam oft für einen Sprung herüber in die Werkstatt, wenn ihre „zwei Mannsbilder“ zur Hantierung gar so schön miteinander sangen. Das war jetzt alles aus. Grau und trübselig schlich den zwei Alten der Tag hin; die vielen fröhlichen Lieder waren eingeschlafen.

Seufzend huckelte der Töpfer seine Last auf und wanderte die Straße weiter. Was halfen ihm alle Überlegungen und Fragen!

Nach einer Weile tauchte die kleine Kapelle auf, die vor der Ortschaft lag, wohin der Meister seine Sendung zur Bahnstation brachte. Da war die nächste Rast für ein Vaterunser und ein Avemaria um dem Lorenz Christian seine ewige Ruhe. Im Näherkommen mußte der Töpfer plötzlich aufhorchen. Schrie da nicht irgendwo ein kleines Kind? Weit und breit konnte er keinen Menschen entdecken. Doch, jetzt wieder, ganz nahe, zeterte ein kümmerliches Stimmlein; kläglich und hilflos scholl es. Hastig trat der alte Mann in die Wegkapelle. Nachdem sich seine Augen an das Schattendunkel gewöhnt hatten, sah er, wie sich auf dem ärmlichen Altärlein etwas rührte. Lag da zu Füßen des Muttergottesbildstockes ein Kindlein, in dürftige Lappen gewickelt, und schrie jämmerlich. Dem Meister Wagenseil gab's einen Stich in der Brust. Ungläubig wischte er mit der Hand über die Augen. Das Kind aber verschwand nicht. Matt hob es seine mageren Ärmchen, als wollte es um Hilfe bitten. Die Mutter Gottes mit ihrem Jesulein lächelte seltsam schmerzlich und dabei so gütig, daß es wie ein Schimmer über ihrem lieben Antlitz lag. Ein jähes Erbarmen quoll in Pankraz Wagenseil auf. Er faßte mit seinen welken Greisenhänden ungeschickt und fast zitternd nach dem Kind. „Ja, wer hat denn dich so verlassen, armes Hascherl!“ murmelte er und wiegte es beruhigend auf dem Arm. Das Kind hörte zu schreien auf und schaute ihn mit blauen Augen an, als ob es ihn zu erkennen versuche. „Helf Gott, wie der Lorenz Christian!“ mußte sich der Meister verwundern. Der Lorenz Christian? Der ist tot; aber das da lebt. Meinst du's so, Himmelsmutter? Da wurde das Lächeln Mariens so strahlend, daß Meister Pankraz mit dem Kind auf die Knie sank und stammelte: „Gebenedeit bist Du unter den Weibern . . .“

Als er sich wieder erhob, fiel sein Blick auf einen Zettel, der neben dem Kind gelegen hatte; „Maria, erbarme Dich des Kindes und seiner unglücklichen Mutter!“ baten die steifen und ungelenken Buchstaben. Wieder begann das hungernde Kind zu schreien. Der Töpfermeister vergaß seine Rast. Mit eilendem Fuß strebte er dem Orte zu. Bei der Wirtin bekam das Kind, ein wohlgestaltetes Knäblein, Milch und wurde auf ein Kissen gelegt. Sodann erledigte der Töpfer sein Geschäft und machte beim Bürgermeister die nötigen Angaben über seinen Fund. Der Dorfgewaltige zog die Stirne in Falten und brummte: „Schöne Bescherung! Das haben wir auf dem Hals, wenn die Mutter nicht gefunden wird.“ Pankraz Wagenseil aber war es, als ob eine Stimme in seinem Herzen bäte: „Vater!“

„Jawohl, Lorenz Christian!“ sagte er laut, so daß ihn der Bürgermeister verwundert ansah. — „Ich mein, das heißt, wenn's gestattet ist, ich wollt' den Buben einstweilen mit heimnehmen zu meiner Frau!“ stotterte der alte Mann verlegen. Dem Bürgermeister fiel ein Stein vom Herzen. Fürs erste galt es ja überhaupt, irgendwohin mit dem Findelkind. „Von mir aus besteht da nix dagegen. Nehmt's den Balg nur mit, Meister!“

Ein kurzer Bericht wurde aufgenommen, der Töpfer unterschrieb, der Bürgermeister versprach Nachricht, sobald etwas ermittelt würde; dann holte Pankraz Wagenseil den Buben.

Am Spätnachmittag ging die Töpfermeisterin, beunruhigt über das lange Ausbleiben ihres Mannes, ein Stück die Landstraße hinaus. Auf einmal hörte sie ein fernes Singen, das ihr eigen ans Herz griff. Das Lied hatten ihr Pankraz und der Lorenz Christian oft mitsammen angestimmt. Als sie erkannte, daß es der Meister war, erstarrte sie schier. Sollte er auf seine alten Tage . . .? Aber nein, ihr Pankraz war zeitlebens ein ordentlicher, nüchterner Mensch gewesen. Und dann hielt sie das Kind auf den Armen und trug es ins Haus, während ihr Mann erzählte. Seine Augen lachten schier wie früher, und sein Gang war aufrechter, als die letzten Jahre her.

Am Abend saßen die beiden neben dem Kind, das in einem eilends zurechtgemachten Waschkorb schlief. „Genau so hat der Lorenz Christian seine Händlein gehalten“, sagte die Töpferin leise, und eine Träne lief ihr über die runzligen Backen.

„Ja, ja, der Lorenz Christian!“ seufzte der Meister; aber es klang nimmer so bitter wie seither. Fast eher wie eine Hoffnung und eine Gewißheit!

Hier sind Kosaken!

Von Karl Burkert.

Die zwölfte Augustnacht war mit Sternen heraufgekommen, bog sich glitzernd über Waldhöhen und Niederungen. Der Tag von Kunersdorf galt für entschieden. Friedrich mußte einsehen, daß er diesmal verloren hatte.

Nun deckten Tausende seiner braven Preußen, tot oder verwundet hingestreckt, die meilenweite, grausige Wahlstatt. Seine tapfersten Offiziere waren darunter, voran fünf seiner besten Generäle. Kaum ein paar hundert Mann hat er noch zusammenraffen können, als er am Abend vom Schlachtfeld ritt. Nun lag er in Stiefeln und Kleidern, den zerfetzten Federhut tief in die Stirne gedrückt, auf einer Schütte Stroh in einer zerschossenen Bauernhütte. Grenadiere und Husaren hielten davor die Wache.

Der König schlief einen steinschweren, fast totenähnlichen Schlaf. Und doch war diese Nacht voll Unruhe; voll Hufschlag, Marschtritt und Rädergerassel. Auf allen Seiten herrschte eine grenzenlose Unordnung. Nun mußte man versuchen, sich zurecht zu finden. Die Regimenter aller Parteien, in der höchst wechselvollen Schlacht immer wieder von einem Brennpunkt zum andern geworfen, waren zuletzt heillos durcheinander geraten. Als dann die Dunkelheit herniedersank, hatte man Fühlung und Richtung vollkommen verloren. Ganze Kompanien und Schwadronen zogen wie irrsinnig umher, wußten nicht mehr ein und aus. Rufe erschollen hier und dort, an denen man sich erkennen wollte. Es kam zu erbitterten Scharmützeln, wenn man unvermutet auf den Feind traf. Wieder gab es Tote, Verwundete und Gefangene. Oder auch man zog schweigend, gespensterhaft aneinander vorbei, hüben wie drüben froh, wenn keine Muskete losging und man nicht mehr schießen und einhauen mußte.

In solcher Verwirrung konnte es geschehen, daß ein Bataillon preußischer Infanterie, von den Trümmern der Armee weit abgedrängt, in Nacht und Nebel zwischen feindlichen Geschwadern umherirrte. Es gehörte zum Regiment Farcade, und das war jenes, davon Friedrich einmal gesagt hatte, wenn er Soldaten sehen wolle, müsse er dies Regiment sehen. Dies hohe Lob wollte nun freilich im Augenblick nur wenig bedeuten. Aber es war doch so, daß Offizier und Mann, wie seither so auch jetzt, dies große Königswort

als eine Flamme in ihrem Herzen trugen, und so konnte keinem von ihnen der Mut ganz sinken. Wir müssen hindurch! sagten sie sich. Wir müssen hindurch! — Und wiewohl sie kaum noch auf den Beinen stehen konnten und seit dem frühesten Morgen nicht einen Bissen mehr zu sich genommen hatten: sie marschierten noch gut in Glied. Bis der Tag aufhellte, mußten sie die feindlichen Linien hinter sich haben; anders war alles verloren.

Der Offizier, der die Vorhut führte, war der jüngste Leutnant im Bataillon. Joachim von Sommerfeld hieß er. War der letzte Sohn einer Generalswitwe und zählte kaum zwanzig Jahre. Die Generalin, die in den Feldzügen des Königs den Gatten und zwei Söhne verloren hatte, wollte sich wenigstens den letzten retten, hatte durch Bitten und Vorstellungen aller Art versucht, ihn den Fahnen fern zu halten; aber schließlich natürlich vergebens. Der Junge wollte zur Truppe. Und nun war er sogar schon bei einer Bataille dabei gewesen, hatte bei Kunersdorf mitgefochten und stand jetzt mitten in diesem nachtschwarzen Wald. Zum guten Teil von ihm und seiner Umsicht hing es ab, ob das Bataillon wieder zu seinem König zurückkehrte. Der Leutnant wußte das, und noch keinmal in seinem Leben war sein Herz so hoch gegangen als in diesen Stunden.

Man war nun wer weiß wie lange marschiert, so vorsichtig, so lautlos wie möglich. War durch Wiesengründe marschiert, an Sümpfen vorbei, und jetzt arbeitete man sich durch diesen Bergwald. Mitternacht war bereits vorüber, ein Hahn hatte schon ein paarmal in einer Ferne gekräht.

Der Leutnant, der sich in dieser Nacht immer wieder vorgestellt hatte, wie schön es sein müßte, wenn man erst wieder bei der Armee wäre, der Leutnant, der Spitze seines Detachements stets um ein paar Schritte voraus, betrat soeben eine Waldblöße, und da fing es mit einem ersten Schimmern an zu dämmern. Fast wie ein Kind freute er sich, daß man nunmehr die gröbste Finsternis hinter sich hatte, daß dieses ewige Tasten und Stolpern aufhören sollte und Busch und Baum so ziemlich wieder zu erkennen waren.

Aber da sah er sich plötzlich umringt. Bärenmützen waren das, was er für Büsche gehalten hatte. Und jetzt wurden diese Büsche lebendig, wurden zu lauter Kosaken. Einer, ein Offizier, sprang auch sogleich aus dem Nebel heraus, schwang den schweren Pallasch in der Faust und rief dem Leutnant scharf ein paar gedämpfte Worte zu: Keinen Laut solle er wagen! Nicht den geringsten Laut, sonst sei es um ihn getan!

Der Leutnant, von Bajonetten umstarrt, war sich keinen Augenblick im Zweifel, in welcher Lage er sich befand und um was es hier ging. Es stand schlimm! Sehr schlimm stand es um das Bataillon! Ein paar Minuten Verzug und die russische Feldwache, die man hier offenbar vor sich hatte, alarmierte das Regiment, das hier in diesem Walde lag, die Preußen würden umzingelt werden, gefangen oder zusammengehauen!

Noch drei Herzschläge lang zauderte der junge Offizier. Einen allereinzigen Erdengedanken, ein allerletztes Erdenbild würde er sich wohl noch gönnen dürfen! — Und er dachte geschwind an die Mutter, rief noch einmal ihr mildes, gütiges Antlitz vor seine Seele.

Dann faßte er einen tiefen, ganz tiefen Atemzug, nahm Luft, die ganze Brust voll: „Forcade, hier sind Kosaken!" So brüllte er jetzt empor, und das schmetterte wie eine Trompete. Der ganze Wald schrak davon auf, fing seltsam an zu grollen.

Der Leutnant hörte das nicht mehr; denn schon waren ihm ein Dutzend Bajonette zischend und krachend in den Leib gefahren. Auch zwei Musketiere, die dicht hinter ihm standen, brachen stöhnend zu Boden.

Aber für die Russen war es trotzdem zu spät. Der Warnruf war nicht umsonst gewesen, war von den Preußen bereits aufgenommen worden. Nun rollte es wie Donner durch ihre Reihen. Rollte hin durch die schlafenden Baumwipfel. „Kosaken! Kosaken! Kosaken!" rollte es fort. Nicht eine halbe Viertelstunde dauerte es und das Bataillon hatte sich im Gehölz entwickelt.

Und dann ging es vorwärts und drauf. Es wurde nicht geschossen, nein. Womit auch? Auf beiden Seiten waren die Patronentaschen leer. So ging es nah auf nah und Mann gegen Mann. Es war nichts als ein grimmiges, unerbittliches Würgen. Es wurde kein Pardon gegeben und wurde auch keiner verlangt.

Als der erste Frühschein, den Wald durchfunkelnd, heraufkam, war von den Kosaken kein lebender Mann mehr übrig. Hingegen bemerkten die Sieger, bemerkten es zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß sie in der verwichenen Nacht mehr Glück gehabt hatten, als anfangs irgend zu hoffen war. Denn seht, dort drüben auf den nahen Höhen wehte eine preußische Standarte über morgengrauen Zelten.

Aus der guten, alten Zeit ...

Von Claus Müller.

In der „guten, alten Zeit", die Spitzweg und Ludwig Richter in ihren Bildern so gemütvoll zu schildern verstehen, spielt auch folgende kleine Geschichte.

Kommt da ein junger Auskultator nach Plattwitz an der Breite. Er eilt nach dem Amtsgericht, um sich bei seinem vorgesetzten Richter zu melden. In dem ganzen Gebäude findet er aber keine Menschenseele, außer einem älteren Mann mit tagealten Bartstoppeln, der mit sichtbarem Eifer und Strömen von Wasser die Fluren und Treppen zu säubern sucht. Der Auskultator fragt den eifrig schrubbenden Mann nach dem Dienstzimmer des Herrn Amtsrichters.

Der Alte sieht von seiner Arbeit auf, wischt sich mit dem Rockärmel die Nase und brummt dann:

„Dar Herr Rat? Dar ist halt uff dar Jagd."

Nun, das kann vorkommen. Der Herr Auskultator fragt also nach dem Kanzlisten und erhält die Antwort:

„Ju, ju, dar Herr Kanzliste is halt bei seine Frau, die kriegt halt a Kindla."

„Ja, zum Teufel," entfährt es dem Auskultator, „ist denn wenigstens der Amtsdiener da?"

„Nee", erwidert in unerschütterlicher Ruhe der Andere, „dar Harr Amtsdiener macht halt a Spielchen mit de Herrn Referendare im „Blauen Hirsch".

Dem Auskultator verschlägt's den Atem.

„So ist also niemand da?"

„Nee," versichert sein Gegenüber und beugt sich wieder über seinen Schrubber. Der Auskultator macht einen letzten Versuch:

„Ja, wer sind Sie denn eigentlich?"

Der Alte richtet sich langsam wieder auf.

„Ich? Ich bin halt dar Gefangene, dar hier eisitzt."



Bunte Chronik



750 Blutspenden von einem Menschen.

Der Amerikaner Viktor Pustarsi hat einen seltsamen Beruf. Er stellt sich bereits seit zwölf Jahren für Bluttransfusionen zur Verfügung. Pustarsi zeichnet sich durch eine beneidenswerte Gesundheit aus, sein Blut ist besonders reich an roten Blutkörperchen und vermischt sich gut, so daß es sich für Transfusionen in hervorragendem Maße eignet. Diese Entdeckung machten im Jahre 1922 die Ärzte eines Newyorker Krankenhauses, die einen Blutspender suchten. Seit diesem Tage sah Pustarsi das Blutspenden als seinen neuen Beruf an, mit dem er seinen Lebensunterhalt verdiente. Er steht ständig unter ärztlicher Kontrolle, seine Ernährungsweise ist ganz auf seinen seltsamen „Beruf" zugeschnitten, er ißt viel blutbildendes Gemüse, Obst usw. In den letzten Jahren „arbeitete" er gleichzeitig für vier Krankenhäuser und machte außerdem mehr als hundert Menschen ausfindig, die sich ebenfalls gut als Blutspender eignen. In den zwölf Jahren seiner Tätigkeit in den verschiedensten Krankenhäusern Amerikas hat Viktor Pustarsi rund 750 Blutspenden gegeben und auf diese Weise ebenso vielen Menschen das Leben gerettet. Jetzt scheint sein Organismus sich aber doch gegen diese dauernden Blutabzapfungen zu wehren. Die Ärzte haben Pustarsi den Rat gegeben, in den „Ruhestand" zu treten. Die Dankbarkeit der durch seine selbstlose Aufopferung Geretteten versetzt ihn in die Lage, den Rest seines Lebens ohne Sorgen zu verbringen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.